

Explosive Mischung

Der Pianist **Saleem Abboud Ashkar** ist christlicher Palästinenser aus Israel – und Schüler von Daniel Barenboim. Seinen Durchbruch erlebte er beim Klavier-Festival Ruhr. Kai Luehrs-Kaiser porträtiert einen Künstler, bei dem Kompliziertes ganz einfach wirkt.

Ein Nachmittag am Hackeschen Markt. In einem Hofcafé zieht ein besonders hartnäckiger und theatralischer Schnorrer um die Tische. Er küsst dem Angebettelten unterwürfig den Ärmel. Saleem Abboud Ashkar wehrt befremdet ab. Zieht aber dann doch einen Fünf-Euro-Schein aus der Tasche. Der Schnorrer greift zu – und löst sich mitsamt dem Schein im selben Augenblick in Luft auf. Danke wird nicht gesagt. So zahlt selbst ein Palästinenser, der mit Berliner Sitten eigentlich vertraut ist, noch immer Lehrgeld. Saleem Abboud Ashkar ist soeben aus dem behüteten Stadtteil Kreuzberg nach Berlin-Mitte gezogen.

Dennoch muss man sich über so viel schöne Naivität wundern. In dem 1976 geborenen Schüler von Daniel Barenboim mischen sich Kultureinflüsse auf denkbar abenteuerlichste Weise. Geboren und aufgewachsen im israelischen Nazareth, gehört er einer christlichen Gemeinde der Palästinenser an. Er ist Anglikaner. Und damit Teil einer auf wenige hundert Mitglieder begrenzten Palästinenser-Minderheit. Seit dem Jahr 2000 lebt er nun in Berlin.

Über eine Schallplatte mit Chopin-Walzern von Arthur Rubinstein kam Ashkar zum Klavier. Zunächst zog er nach London, um bei Maria Curcio zu studieren. Sie war Schülerin von Arthur Schnabel und hat bereits zahlreiche große Pianisten musikalisch gecoacht – von Martha Argerich, Leon Fleisher und Radu Lupu bis zu Pierre-Laurent Aimard. Keiner jedoch war darunter mit einer derart disparaten Mixtur aus Kultur, Politik und Nahem Osten.

So stark der israelisch-palästinensische Gegensatz in Saleem Abboud Ashkar konzentriert zu sein scheint, so sehr verkörpert er beinahe die Idee des West

Eastern Divan Orchestra – hier musizieren Palästinenser und Israelis gemeinsam – in einer Person. Zubin Mehta war der Erste, dem der junge Palästinenser auffiel. Damals war er elf Jahre alt. Mehta war es auch, der das Kind an seinen Freund Barenboim empfahl.

Noch einmal Rückblende: Nachdem der Kleine seinen Eltern (einer Lehrerin und einem Ingenieur) keine Ruhe gelassen hatte, bevor man ihn an ein Klavier setzte, gingen die Probleme erst los. Als christlichem Palästinenser blieb ihm nur eine Möglichkeit: auf eine jüdische Musikschule zu gehen. Hier war er der geborene

Außenseiter. Konfliktgefühle musste er herunterschlucken, wenn er bleiben wollte. „Die Probleme fingen da an, wo die Herzlichkeit untereinander begann“, erzählt Ashkar entspannt, beinahe abgeklärt. Schwierig wurde es immer dort, wo sich Freundschaften anbahnten. Die waren nun wirklich nicht vorgesehen.

Alle wussten, wen sie da unter sich hatten. Bei jedem Aufflammen der palästinensischen Intifada war es Ashkar, der irgendwie schuldig dreinschaute. Die Mischung aus Mut und Verzweiflung, die diese Jahre kennzeichnete, merkt man noch heute an der Fähigkeit, heiter und offen über Tabuthemen zu sprechen. Und zugleich überall Probleme zu wittern. Steinig blieb es. Die „Angst kam in Deutschland“, sagt Ashkar. Hier sei ihm die Fremdheit jener Musik, mit der er sich beschäftigte, erst bewusst geworden.

Probleme mit Schlaflosigkeit und Auftrittsangst etwa bekam er nur sehr langsam in den Griff. „Man wird toleranter mit sich selber, das hilft auch ein bisschen.“ Vor Auftritten ist er noch immer aufgeregt. Fast drei Jahre dauerte es, bis

erstmal deutsche Sätze aus ihm herauspurzelten. Dass er heute fließend Deutsch spricht, empfindet er als ein wahres „Chomsky-Wunder“ – den amerikanischen Sprachwissenschaftler Noam Chomsky, der diesen Prozess beschrieben hat, bewundert er.

In Hannover traf er in Arie Vardi als Lehrer schließlich einen Mann wieder, der als Bekannter seiner Eltern schon

früher fast den Rang einer Vaterfigur eingenommen hatte. Dann kam Barenboim. Es gibt viele Vatervertreter im Leben von Saleem Abboud Ashkar. Und eine Umkehrwirkung auf seine eigenen Eltern auch.

Nachdem er die eigene musikalische Ausbildung gemeistert hatte, begann sein eigener Vater, diesem Vorbild zu folgen. Er organisiert Kulturprogramme für Schüler in Nazareth. Schwerpunkt: Musik. Mit regelmäßigen Benefizkonzerten unterstützt Saleem das Projekt. Auch sein jüngerer Bruder, der Geiger Nabeel Abboud Ashkar, gründete vor drei Jahren in seiner Heimat eine Musikschule, die Barenboim-Said Foundation School. Ist dies Ausdruck eines „Barenboim-Virus“, der neben Saleem von dessen ganzer Familie Besitz ergriffen hat?

Von Barenboim lernte Saleem vor allem die musikalische Idiomatik. Auf einer Meisterklassen-DVD, die als Bonus zu Barenboims Neueinspielung der 32 Beethoven-Sonaten verkauft wird, ist Ashkar mit von der Partie. Von Barenboim wird er zu einem maßvollen Pedalgebrauch angehalten. Mit ihm trifft er sich nach wie vor oft, ob nun zu Hause in Berlin oder wo immer die Gastspielwege der beiden einander gerade kreuzen. Barenboims Versöhnungs-Projekte indes sieht Ashkar kritisch differenziert.

„Die wahre Kraft der Musik liegt darin, Schmerzen zu sublimieren und Konflikte zu heilen“

Von der Idee einer Musik als Völker-
verständigung nämlich hält er wenig. Er
bewundert Barenboims West Eastern
Divan Orchestra als Ideal praktischer
Versöhnung. Aber so einfach sei das alles
auch wieder nicht. „Dass man bester
Freund wird, nur weil man miteinander
Musik macht, so banal ist es nicht.“
Bloß: So simpel sei es von Barenboim
auch nie gesagt oder gemeint worden.
Eine politische Lösung im Palästinen-
ser-Konflikt müsse der erste Schritt blei-
ben. Im Übrigen sei Musik immer wie-
der gerade für ideologische Zwecke
missbraucht worden. Die wahre Kraft
der Musik liege darin, Schmerz zu subli-
mieren und private Konflikte zu heilen.

Selbst Fremdheit zu überwinden, ist
Musik nur eingeschränkt in der Lage.
„In Mitteleuropa trägt man im gesell-
schaftlichen Leben andere Masken als
bei uns.“ Es gebe ein „sophisticated be-
havior“, einen anderen „gesellschaftli-
chen Code“. Musik sei wichtig, um diesen
Code zu erfüllen. Doch gerade durch
Barenboim habe er gelernt, sich die Mu-
sik denkend anzuverwandeln. „Es reicht
nicht, die Noten zu verstehen. Man
muss die Art zu denken innerhalb der
Musik annehmen.“ Denken also kultivi-
ert die Musik. Ob auch umgekehrt die
Musik das Denken humanisiere, das
mag man hoffen; mit Bestimmtheit sa-
gen kann man es nicht.

„Ich werde ein ewiger Student blei-
ben, und gerade das ist das Schönste“,
sagt Ashkar kurz. „Ich will, egal wie sich
die Karriere entwickelt, immer genug
Zeit zum Lesen haben.“ Zurzeit hat er
eine Umberto-Eco-Phase. Zu üben liebt
Saleem Abboud Ashkar am meisten in
einer Parzelle im Berliner Arbeiter-
Stadtteil Wedding. Hier sind hellhörige
Nachbarn fern. Hier ist Zeit genug, die
man sich lassen kann und während der

man langsam der Selbstkritik frönen
und der Entwicklung der Dinge ihren
Lauf lassen kann.

Bei seinen nur 45 bis 50 Konzerten
pro Jahr ist inzwischen der fingerflinke
Geiger Nikolaj Znaider sein häufiger
Partner – nicht nur im Duo, sondern
auch in Trio- oder Quartettformatio-
nen. Damit hat man längst auch den
großen Saal des Wiener Musikvereins
vollbekommen. In seiner Bewunderung
für Rubinstein, die man seinem biswei-
len schweren, erdig vollen Anschlag
deutlich anmerken kann, ist er seinen
Anfängen ganz nah.

Es gebe wenige Pianisten, die so kraft-
voll senkrecht in die Tasten griffen wie
Rubinstein. Als er ihn zu bewundern an-
ging, wusste er nicht einmal, dass Ru-
binstein Jude war. Dass er es erfuhr, hat
an seiner Verehrung natürlich nichts ge-
ändert. Ashkar hat die Gegensätze, de-
ren Schnittpunkt er ist, in sich selbst an-
scheinend fabelhaft überwunden. Sein
Klavierspiel, geladen und melodisch
ausgeglichen, scheint beinahe Fremd-
heits- und Migrationserfahrung pur zu
sein. Saleem Abboud Ashkar ist die der-
zeit wohl explosivste Mischung, die die
internationale Klavierszene bietet. ■



Foto: KFR